

Christiane Dieckerhoff

PIPER

MEINE
FREMDE
MUTTER

Roman



Christiane Dieckerhoff

PIPER

MEINE
FREMDE
MUTTER



Roman

Mehr über unsere Autoren und Bücher: www.piper.de

Dieses Werk wurde gefördert mit einem Stipendium der VG WORT im Rahmen von NEUSTART KULTUR.



VG WORT

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Meine fremde Mutter« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© Piper Verlag GmbH, München 2022

Redaktion: Birgit Förster

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von
digital publishing competence (München) mit abavo vlow
(Buchloe)

Covergestaltung: Alexa Kim »A&K Buchcover«

Covermotiv: Bilder unter Lizenzierung von
Shutterstock.com genutzt

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa
Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder
Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt
werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu
Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür,
dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu
eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und
keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Vorwort

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

Epilog

Geschichtlicher Rahmen

Danksagung

Quellen

Buchnavigation

1. Inhaltsübersicht
2. Cover
3. Textanfang
4. Impressum
5. Literaturverzeichnis

Vorwort

Nach dem viel zu frühen Krebstod meines Mannes wuchs in mir der Wunsch, unser gemeinsames Leben zu reflektieren. Vor allem, weil mein Mann zeit seines Lebens fest davon überzeugt war, unser Zusammentreffen habe sein Leben gerettet.

Vielleicht war das zu düster gedacht, doch sicher ist, dass sein Leben einen anderen Verlauf genommen hätte, wenn er nicht Ende der Siebzigerjahre sein Studium aufgegeben hätte und ins Ruhrgebiet zurückgekehrt wäre. In dieser Phase seines Lebens sind wir uns begegnet: in einer Kneipe, um genau zu sein. Er hat mich gefragt, ob ich immer so mürrisch aussehen würde, und wir sind ins Gespräch gekommen. Damals hat keiner von uns gedacht, dass unsere Unterhaltung über vierzig Jahre andauern würde. Mein Mann war kein Terrorist, aber er war ein Linker und hat viele Jahre seines Lebens mit Widerstandsgruppen sympathisiert. In seinem Nachlass fanden sich neben Briefen mit solidarischen Grüßen und der Bitte, noch den ausstehenden Anteil der Nebenkostenabrechnung zu bezahlen, auch die »Mao-Bibel« und Ausgaben der *Kommunistischen Volkszeitung*. Beides hat ihn geprägt, aber nicht beherrscht. Dieses Buch enthält viel aus unserem gemeinsamen Leben und dem Leben von Freunden und

Bekannten, die bereitwillig ihre Erfahrungen mit mir geteilt haben. Wir haben uns gefragt: Was wäre gewesen, wenn? Was hat Menschen aus unserem Umfeld radikalisiert? Warum ist uns das nicht passiert? Die Figuren in diesem Buch sind ebenso fiktiv wie die Handlung. Trotzdem gab es die Demonstrationen und die Auseinandersetzungen mit der Polizei, die auch uns geprägt haben. Die blutigen Sonntage sind keine Fiktion, sondern Wirklichkeit. Die Schüsse, denen drei Polizisten an der Startbahn West zum Opfer fielen, sind gefallen, auch wenn sie nichts mit meiner Protagonistin zu tun hatten.

Ich war siebzehn, als ich meinen Mann kennenlernte: ein bisschen vorlaut, mit einem ausgeprägten Unbehagen gegenüber Ungerechtigkeiten.

Mein Mann war fünfundzwanzig, sprach sechs Sprachen und hatte das gleiche Gerechtigkeitsempfinden. Doch im Gegensatz zu mir hatte er Erklärungen und Worte. Natürlich habe ich ihn bewundert, doch das war nicht die Basis unserer Beziehung. Er hat mir geholfen, meine eigenen Worte zu finden, auch wenn sie nicht die seinen waren. Wir haben es mal besser, mal schlechter geschafft, mit unseren Widersprüchen zu leben. Das war nicht immer einfach, aber es war immer die Mühe wert. Wir haben zwei wunderbare Kinder, die vielleicht zu früh gelernt haben, zu argumentieren. Aber wer sagt, dass das Leben immer leicht ist? Doch es ist immer lebenswert, wenn man liebt und geliebt wird. Ich hoffe, auch das zeigt dieses Buch.

1. Kapitel

2019

Rabea kannte sich aus mit Schmerz, auch wenn ihre eigenen Erfahrungen sich auf einen entzündeten Blinddarm und eine Mittelohrentzündung beschränkten. Doch durch ihre Arbeit im Frauenhaus hatte sie so viele Verletzungen gesehen, dass sie schon anhand der Körperhaltung sagen konnte, wo die Wut des Mannes eingeschlagen hatte. Selten war es so offensichtlich wie ein blaues Auge oder eine aufgeplatzte Lippe. Meist versteckten sich die Prellungen und Brandwunden unter langärmeligen Shirts. Die Frauen taten alles, um den Schein zu wahren, doch ihre Körperhaltung verriet sie.

Also wusste Rabea, dass die Frau, die ihr gegenüber am Küchentisch saß, zumindest geprellte, wenn nicht sogar gebrochene Rippen hatte. Solche Verletzungen entstanden, wenn die Frauen bereits am Boden lagen. Rabea musterte die Frau mit den akkurat gezupften Augenbrauen und dem tränenverschmierten Lidschatten. Sie kannte ihre Geschichte, sie war nicht zum ersten Mal hier: Einzige Tochter, Studium, Jugendliebe geheiratet, Haus gebaut, Kinder bekommen. Alles geplant, keine Sorgen. Leben auf der Sonnenseite. Dann die

erste Ohrfeige: ein Ausrutscher. Erschrecken, verzeihen, die Schuld bei sich suchen. Danach lange nichts und dann immer wieder. Irgendwann ballten sich die Finger zur Faust und die Frauen unterdrückten ihre Schreie, damit die Kinder nicht wach wurden. Was blieb, war die Scham, weil man auf einmal zu denen gehörte. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Rabea unterdrückte einen Seufzer. Es dauerte lange, bis die Frauen verzweifelt genug waren, ins Frauenhaus zu kommen.

Die Frau nippte an ihrem Kaffee. Er war stark und süß. Ein altbewährtes Mittel gegen den Schock. Ihre Kinder lagen im letzten freien Zimmer. Obwohl es ein Etagenbett war, hatten sie sich ins untere Bett gezwängt: aneinandergekuschelt, verängstigt. Wieder einmal aus ihrem Leben herausgerissen. Der Junge war sechs, das Mädchen vier. Bilderbuchkinder einer Bilderbuchfamilie. Vater Lehrer, Mutter Lehrerin. Ideale Voraussetzungen, um den Absprung zu schaffen, und trotzdem war die Frau zu ihrem Mann zurückgekehrt.

Kinder brauchen ihren Vater, hatte sie gesagt. Und auch jetzt sagte sie es wieder.

»Kinder brauchen doch ihren Vater.« In ihrer Stimme schwang die Bitte um Bestätigung mit.

»Kinder brauchen Liebe und Sicherheit«, entgegnete Rabea. Es war nicht ihr Job, die Frauen darin zu bestärken, in toxischen Beziehungen zu bleiben.

»Aber er liebt seine Kinder, wirklich.« Mit jedem Wort wurde die Stimme der Frau atemloser. So als würde sie durch die Sätze

hasten, um nicht über ihre Worte nachdenken zu müssen. »Er würde ihnen nie etwas antun.« Ihr Blick klebte jetzt geradezu an Rabea, so sehr wünschte sie sich Bestätigung. »Und er liebt auch mich. Aber wenn er getrunken hat, da ist dann diese Wut in ihm.«

»Ich weiß.« Rabea unterdrückte ein Seufzen. Sätze, die mit dem Wörtchen »aber« anfangen, nahmen selten ein gutes Ende. »Warst du beim Arzt?«

»Nein!« Unwillkürlich griff sich die Frau an die Rippen.

»Ich kann dir was gegen die Schmerzen geben«, bot Rabea an. Das war zwar gegen die Vorschriften, schließlich waren sie keine Ärzte, doch es blieben immer Medikamente in den Zimmern zurück, wenn die Frauen auszogen. Irgendwie ließ die Hoffnung auf ein besseres Leben sie die Schmerzmittel vergessen. Selbst wenn sie zu ihren Ehemännern zurückkehrten.

»Warum konnte ich nicht einfach die Klappe halten.« Die Frau griff sich in die Haare, zuckte zusammen. Wahrscheinlich waren ihre Fingerspitzen auf eine Beule gestoßen. »Ich weiß doch, wie er ist, wenn er getrunken hat. Ich hätte mich schlafend stellen sollen.«

»Wie sonst immer?« Diese Replik war nicht hilfreich, war es nie. Doch manchmal verlor Rabea ihre professionelle Distanz, und dann war sie wütend: auf die Männer, die ihre Frauen schlugen, und auf die Frauen, die sich daran die Schuld gaben.

»Zumindest hat es funktioniert«, fauchte die Frau. Die Wut, die sie nicht gegen ihren Mann richten konnte, richtete sich gegen Rabea. Niemand bekam gerne den Spiegel vorgehalten. Die Schultern der Frau sackten nach vorn. »Was soll ich denn machen?«, murmelte sie und putzte sich die Nase.

»Komm erst einmal zur Ruhe«, sagte Rabea. »Und dann sehen wir weiter.«

»Die Kinder hassen es, hier zu sein.« Für einen Moment bettete die Frau den Kopf auf ihre auf dem Tisch liegenden Unterarme. Ihre Stimme klang undeutlich. »Sie wollen zu ihrem Papa.«

»Sie sind noch so klein.«

»Was soll ich nur tun?« Die Frau hob den Kopf. Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Wir reden morgen weiter.« Rabea stemmte sich in die Höhe.

»Es ist bereits morgen«, murmelte die Frau nach einem Blick aus dem Fenster. »Der Tag danach«, fügte sie nachdenklich hinzu. »Das ist das Komische daran, obwohl es nicht zum Lachen ist: Deine Welt zerbricht, und das Leben geht einfach weiter. So, als spiele es überhaupt keine Rolle.«

»Hier spielt es eine Rolle.« Rabea griff nach ihrer Kaffeetasse und trank den letzten Schluck. Unwillkürlich schüttelte sie sich. Der Kaffee war kalt und bitter. Sie stellte die Tasse in die Spüle und blieb hinter der Frau stehen, musterte ihren Hinterkopf. Eine Woge von Vergeblichkeit rauschte über Rabea hinweg. Die Frau würde wieder und wieder zu ihrem Mann zurückgehen

und sich so lange verprügeln lassen, bis die Kinder aus dem Haus waren, und die beiden würden ihr Leben lang darunter leiden. Vielleicht würde der Junge, der jetzt noch schüchtern und hilfsbereit war, selbst zum Schläger werden. Und das Mädchen vielleicht wieder zur geschlagenen Ehefrau. Jede Familie war ihre eigene Hölle und verheimlichte das, bis es nicht mehr ging. Und wenn man an einem Ort wie diesem arbeitete, tat man gut daran, seine eigene Hölle zu kennen. Rabea wusste, dass sie im Vergleich zu den Kids hier eine glückliche Kindheit gehabt hatte. Trotzdem trug auch sie Verletzungen mit sich herum. Als Tochter eines überzeugten Linken, der diesem Staat und seinen Institutionen misstraute, hatte sie sich zwischen ihrem Vater und der Welt, in der sie lebte, aufgerieben. Immer sollte sie die Beste sein, jedoch auf keinen Fall Karriere machen. Schließlich hatte sie Sozialarbeit studiert. Nicht die schlechteste Berufswahl, wie sie fand. Und dann hatte sie Marvin kennengelernt. Sie war gerade Mitte zwanzig gewesen, als sie sich in ihn verliebt hatte. Marvin lebte im eigenen Haus, träumte von einer Hochzeit in Weiß und war zu allem Überfluss auch noch Polizist in zweiter Generation. Marvin war also alles, was ihr Vater verachtete. Deshalb hatte sie ihre Beziehung lange verheimlicht und sich selbst eingeredet, dass es ihre Eltern nichts anging, mit wem sie schlief. Doch als Marvin und sie dann zusammenzogen, hatte sie ihren Eltern von ihm erzählt. Nur seinen Beruf hatte sie ihnen verschwiegen. Er sei Beamter, hatte sie gesagt, das war

nah genug an der Wahrheit. Marvin war gegen diese Lüge gewesen, doch er hatte sich gefügt. Wir sagen es ihm, wenn er dich besser kennt, hatte sie versprochen. Zwei Jahre war das jetzt her, und mit jedem Jahr, das verstrich, wurde es schwieriger, ihrem Vater die Wahrheit zu sagen. Marvin und er hatten sich miteinander arrangiert. Sie waren nicht unbedingt Freunde geworden – das würden sie niemals sein –, doch da beide gerne Doppelkopf spielten, konnten sie miteinander umgehen, ohne sich allzu sehr in die Haare zu geraten.

Flirrendes Blaulicht brachte Rabea zurück in die Gegenwart. Zurück in die gemütliche Wohnküche, zu der Frau mit den Schmerzfalten in den Mundwinkeln.

»Was wollen die denn hier?« Die Stimme der Frau klang schrill.

Wovor hatte sie Angst? Hatte sie sich gewehrt? Lag ihr Mann tot in ihrer Küche? Nein, dachte Rabea. Diese Frau nicht. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die sich wehrten. Sie gehörte auch nicht zu den Frauen, bei denen zuerst die Sicherungen durchbrannten, die ihre Partner ohrfeigten, ihnen das Gesicht zerkratzten oder mit Gegenständen nach ihnen warfen und sich dann wunderten, wenn die Gewalt eskalierte. Sie gehörte zu den Frauen, die wegliefen. Immer wieder.

»Nichts«, sagte Rabea, als das Blaulicht in der Nacht verschwand. »Sie sind nur vorbeigefahren. Geh schlafen.« Sie legte der Frau die Hände auf die Schultern, zog sie aber zurück, als die Frau zusammenzuckte.

Rabea saß im Büro des Frauenhauses und spielte *Jewel Quest* auf ihrem Handy. Sie war zu müde, um etwas Sinnvolles zu tun. Zu müde, um nach Hause zu fahren. Sie griff in die Papiertücherbox, die für Notfälle bereitstand, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Vielleicht sollte sie sich das Notbett beziehen und hier schlafen. Marvin war sowieso nicht zu Hause. Er hatte Nachtdienst. Im Hof sprang der Bewegungsmelder an und tauchte die Einfahrt in gleißendes Licht. Rabea blickte von ihrem Spiel auf. Ein Polizeiwagen rollte in den Hof. O nein, dachte sie. Wer jetzt noch kam, musste im Notbett oder, wenn es eine Familie war, im Wohnzimmer schlafen. Das war für niemanden schön, am wenigsten für jemanden, dessen Welt gerade zusammengebrochen war. Widerwillig stemmte sich Rabea in die Höhe und öffnete die Eingangstür. Warme Luft wehte ihr entgegen. Sie brachte den Duft von nassem Gras mit sich. Zu ihrer Überraschung stieg Marvin aus dem Polizeiwagen. Sofort schlug Rabeas Herz schneller. Was wollte er hier? Er kam auf sie zu. Die Ärmel hochgekrempt, die Daumen in den schweren Gürtel eingehakt. Kein Lächeln im Gesicht.

»Was ist passiert?« Rabea verschränkte die Arme vor der Brust: ein Schutzschild.

»Gabi hat mich angerufen.« Marvin schloss sie in die Arme.

Rabea atmete seinen Geruch nach Schweiß und dem Deo ein, das er immer benutzte.

»Warum? Was ist los?« Sie stemmte die Hände gegen seine Brust, schaute ihm in die Augen, sah die feinen Fältchen in seinen Augenwinkeln, die Sorge in seinem Blick.

»Dein Vater«, sagte Marvin.

»Was ist mit ihm?« Rabeas Augen füllten sich mit Tränen, und sie dachte in einer Endlosschleife: Bitte nicht!

2. Kapitel

Nika, November 1989

Fröstelnd schob sich Nika ein Pfefferminzbonbon in den Mund. Noch war es dunkel und so kalt, dass ihre Zähne schmerzten. Trotzdem schwitzte sie. Ihr Hals kratzte, und sie fühlte sich ein bisschen fiebrig. Seit Tagen hatte sie nicht mehr richtig geschlafen. Die langen Diskussionen, die machten, dass ihr Kopf gleichzeitig schmerzte und auf Hochtouren lief, waren nicht gerade schlaffördernd. Trotzdem war sie hellwach: bis in die Haarspitzen voller Adrenalin. Ein ziehender Schmerz im Rücken. Vor Schreck zerbiss sie das Bonbon. Das Funkgerät in ihrer Jackentasche knisterte, und Nika vergaß den Schmerz. Sie verschluckte sich an den Bruchstücken des Pfefferminzbonbons, hustete, spürte, wie ihr Slip feucht wurde, dabei hatte sie nicht einmal das Gefühl, pinkeln zu müssen. Sie spuckte die Bröckchen im hohen Bogen auf die Straße, und der Dackel schnüffelte daran. Jetzt nur keinen Fehler machen, nur nicht versagen. Ab jetzt hing die ganze Aktion von ihr ab.

Nika zog den Dackel mit sich und ging hinüber zu der Stelle, an der Batterie und Kabel versteckt waren. Miteinander verbunden, würden sie die Lichtschranke mit Strom versorgen.

Ihre Beine zuckten, wollten rennen, aber sie wusste, dass sie genügend Zeit hatte, also schlenderte sie. Nika wirkte unbeteiligt, eine müde junge Frau im Jogginganzug, die ihren Dackel Gassi führte.

Der erste Wagen rauschte an ihr vorbei, passierte das Kinderfahrrad. Sie bückte sich, als wolle sie ihren Schuh zubinden, und griff nach den losen Drahtenden, die aus dem Gebüsch herausragten. Der zweite Wagen tauchte aus der Sackgasse auf. Nikas Finger zitterten. Sie starrte auf das Kinderfahrrad, das am Geländer lehnte. Zum dritten Mal hatten sie es dort hingestellt. Wenn es heute nicht klappte, würden sie die Aktion abblasen müssen. Es war eh schon ein Wunder, dass noch niemand Verdacht geschöpft hatte. Sie legte das Bekenner schreiben, in dem sie als »Kommando Wolfgang Beer« die Verantwortung für die Hinrichtung des Chefs der Deutschen Bank übernahmen, unter einen Stein und verband die Drahtenden mit der Batterie. Sie hätte es im Schlaf gekonnt. Die Zeichnung der Konstruktion hatte sich in ihr Hirn gebrannt. Nika richtete sich auf. Für einen Moment war da wieder dieser Schmerz im Rücken, außerdem drehte sich die Welt um sie. Dann war es vorbei, und sie zerrte den Dackel hinter sich her. Nur weg hier. Alles in ihr wollte wegrennen, doch sie zwang sich, normal weiterzugehen. Der Dackel lief auf ein Stück Wiese, drehte sich im Kreis. Nika zog ihn weiter. Verständnislos stemmte er sich gegen den Zug der Leine. Die Detonation ließ Nika zusammenfahren. Ihre Zähne schlugen aufeinander.

Warme Nässe lief ihre Beine hinunter, dampfte in der morgendlichen Novemberluft. Der Dackel zerrte jetzt an der Leine: jaulend, den Schwanz zwischen die Hinterbeine geklemmt. Nika ließ die Leine fallen. Sie hatte nicht mehr die Kraft, sie zu halten, starrte auf die nassen Flecken, die sich auf ihren Hosenbeinen ausbreiteten. Weitergehen, nicht stehen bleiben, wusste der im Guerillakampf geschulte Teil ihres Gehirns, nur ihre Beine konnten damit nichts anfangen. Sie zitterten, fühlten sich an, als seien sie unter Strom gesetzt. Das durchdringende Heulen von Sirenen brachte Nika zurück in die Wirklichkeit. Fast mechanisch stieg sie in den Fluchtwagen, der am Straßenrand parkte.

Ob alles geklappt habe, fragte Ringel und setzte den Blinker. Kein Auto kam ihnen entgegen, dafür hatten die Genossen gesorgt.

Nika drehte sich um. Sah den Wagen, den Fahrer, der aus dem Wagen taumelte. Desorientiert, blutend. »Ja.« Ihre Stimme war ein Fiepsen, fast so schrill wie das Jaulen des Dackels.

Ob sie sich in die Hose gepisst habe? Ringels Stimme klang spöttisch.

»Sieht so aus.« Nika starrte auf ihre nassen Hosenbeine. Ihre Zähne klapperten vor Kälte, und ihr Rücken schmerzte wieder. Wollte ihr Körper sie bestrafen? Am liebsten hätte Nika sich die Hose vom Leib gerissen, doch daran war nicht zu denken. Was war sie nur für ein bourgeoises Weichei?

»Muss ein Scheißgefühl gewesen sein.«

Ringels Verständnis traf Nika unvorbereitet. Sie hatte die Lichtschranke aktivieren wollen und war sauer gewesen, als die Genossen sich für Nika entschieden. Dabei war der Grund für diese Entscheidung wenig schmeichelhaft: Nika war das schwache Glied in der Kette. Sie hatte zwar ein fotografisches Gedächtnis, aber nicht die Nerven, einen Fluchtwagen zu steuern. Also war es ihr zugefallen, die Lichtschranke zu aktivieren. Es war der einfachste Job gewesen.

»Ein Schwein weniger.« Nika biss sich auf die Unterlippe. Der Satz fühlte sich falsch an. Aber wenn es nicht richtig war, was sie hier taten, was blieb ihr dann? Sie konnte nicht zurück. Wieder zog es in ihrem Rücken: drängender, schmerzhafter. Nika fummelte eine Zigarette aus der Packung, doch nach dem ersten Zug wurde ihr schlecht. Sie kurbelte das Fenster herunter und warf die Zigarette aus dem Seitenfenster.

»Du bist zu weich«, sagte Ringel. Ein ständiger Streitpunkt zwischen ihnen. »Trotzdem«, fügte sie hinzu. »Du hast deine Sache gut gemacht.«

»Halt an!« Nika presste die Hand vor den Mund. Ihr Bauch zog sich zusammen, füllte ihren Mund mit Magensäure.

Ringel bremste und lenkte den Wagen an den Straßenrand. Sie fluchte und wollte wissen, was mit Nika los sei. »Nicht schon wieder«, brachte Ringel zwischen zusammengepressten Zähnen hervor. »Mach jetzt nicht schlapp.« Hinter ihnen hupte es. Auf der Gegenfahrbahn rasten Polizeifahrzeuge mit Blaulicht und

eingeschaltetem Martinshorn an ihnen vorbei. Nika stieß die Beifahrertür auf und erbrach sich in den Rinnstein.

»Scheiße«, sagte Ringel, als Nika sich mit schweißnassem Gesicht zurücklehnte. »Du hast dich nicht bepisst.« Ringel war blass, ihre Stirn gerunzelt. Sie legte die Hand auf Nikas Oberschenkel. Auf einmal war ihre Stimme weich, fast fürsorglich, und passte so wenig zu der Ringel, die Nika kannte, dass es schmerzte. »Das ist ...«

»Nein.« Nika schlug die Hand weg. Sie wollte nicht hören, was Ringel sagte.

Doch eine Stimme konnte man nicht einfach so wegschlagen. Vor allem, wenn es nicht die eigene war.

3. Kapitel

Auch wenn es eine Plattitüde war, stimmte es tatsächlich, Rabea dachte an die Worte der Frau, mit der sie in der letzten Nacht ihres alten Lebens am Küchentisch gesessen hatte – deine Welt bricht auseinander und trotzdem ist alles wie bisher. Die Sonne geht auf, die Müllabfuhr leert klappernd die Tonnen, Nachbarn holen die Zeitung rein und decken den Frühstückstisch auf der Terrasse. Ein Flugzeug zieht einen Kondensstreifen hinter sich her. Zu hoch, um das Brummen der Motoren über dem Rauschen der Autos zu hören, die als stetiger Strom über die nahe gelegene Bundesstraße fahren. Im Garten tschilpten Spatzen, Tauben gurrten. Alles wie immer. Nur in ihr selbst war alles anders.

Rabea saß in ihrem Wohnzimmer, blickte hinaus in den Garten und fühlte nur Leere in sich. Sie trug das Sommerkleid, das ihre Eltern ihr einmal aus einem Spanienurlaub mitgebracht hatten, kein Schwarz. Ihr Vater hätte es nicht gewollt. Er hätte wahrscheinlich auch die Beerdigung so nicht gewollt. Aber eine Beerdigung war für die Lebenden, nicht für die Toten. Also hatten sie alles so gemacht, wie ihre Mutter es gewollt hatte. Sie war immer die Konventionellere gewesen. Ihr Vater hatte sie seinen Anker genannt und behauptet, dass er

ohne sie wahrscheinlich schon lange tot gewesen wäre. Rabea hatte gedacht, das sei die romantischste Liebeserklärung, die ein Mann seiner Frau machen konnte. Aber als sie älter wurde, hatte sie begriffen, dass es ihre Geburt gewesen war, die dieses andere Leben unmöglich gemacht hatte. Und auch wenn Rabea nur eine sehr verschwommene Vorstellung von diesem anderen Leben hatte, fühlte sie sich doch schuldig. Und nun war ihr Vater tot, und sie konnte nicht mehr mit ihm darüber sprechen. Sie griff nach einem Taschentuch und schnaubte sich die Tränen aus der Nase: Papa ist tot. Drei Worte, ein Satz. Ein Schlussstrich. Geschichten endeten anders. In Märchen hieß es: Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Die entscheidenden Worte waren »Und wenn«. Peter war gestorben, einfach so. Der Tod hatte ihn aus dem Leben gerissen. Was für eine Phrase und doch so wahr.

Marvin hatte Rabea vom Frauenhaus direkt ins Krankenhaus gebracht.

Ein Pfleger zeigte ihnen den Weg. Vorbei an verschlossenen Türen und gelben Schildern, die vor nassen Fußböden warnten. Neonröhren, gleißendes Licht, klackernde Schritte. Ihre hell, Marvins dunkel. Der Pfleger drückte auf einen Schalter, und eine Tür glitt lautlos vor ihnen auf.

Rabeas Vater lag noch in dem gekachelten Raum, in dem die Ärzte vergeblich versucht hatten, ihn wiederzubeleben. Auch wenn jemand aufgeräumt zu haben schien, stieß Rabeas Fuß

gegen eine Plastikverpackung. Gabi stand über Peter gebeugt, strich ihm die Haare aus der Stirn, sprach leise mit ihm, als wollte sie ihn nicht wecken.

Als Rabea ihre Mutter ansprach, blickte Gabi auf, die Augen weit aufgerissen, trocken. Kurz streifte ihr Blick Marvins Uniform, unwillkürlich trat Rabea zwischen sie und Marvin. Sie schämte sich auf einmal schrecklich. Wieso hatte sie ihren Eltern nie gesagt, dass er Polizist war? Wieso musste Gabi es in dieser Situation erfahren?

Peter habe nur ein Glas Wasser trinken wollen, sagte Gabi. Sie schien Marvins Uniform überhaupt nicht wahrzunehmen. Und als er nicht zurückkam, sei sie in die Küche gegangen. Ihre Stimme klang flach, als läse sie die Worte von einem Zettel ab.

Am Tisch habe er gesessen, den Kopf auf den Unterarmen, so als sei er im Sitzen eingeschlafen, aber er habe nicht geschlafen, und sie habe die Rettung gerufen.

Ihre Mutter trat zur Seite, und Rabea sah das Gesicht ihres Vaters, die etwas wirren Locken, die sie geerbt hatte und die erst an den Schläfen grau wurden. Augen und Wangen wirkten eingefallen, die Haut so grau wie sein Bart. Rabea strich ihm über die Stirn, die Haut war so kalt und fühlte sich überhaupt nicht mehr an wie Haut. Eher wie ... Rabea fiel kein Vergleich ein.

Er habe nichts gespürt, sagen die Ärzte. Ihre Mutter lehnte die Stirn gegen Rabeas Schulter. Eigentlich ein schöner Tod, fügte sie hinzu. Nur zu früh. Ihre Stimme: ein Schrei. Es ist zu

früh. Ein Schluchzen gurgelte aus ihrer Kehle, als habe es nur auf den ersten Riss in Gabis Selbstbeherrschung gewartet.

Rabea schlang die Arme um den Körper der Mutter. Nun gibt es nur noch dich und mich, dachte sie. Kein Peter mehr, der überall Tabakkrümel verstreute, kein Peter mehr, der die Nachrichten kommentierte und einem die Welt erklärte. Kein Peter mehr, der Hühnersuppe kochte, wie nur er sie kochen konnte. Kein Peter mehr, der mit ihrer Mutter im Arm in der offenen Haustür stand und ihr nachwinkte. Adam und Eva. Tristan und Isolde. Peter und Gabi. Rabea konnte den einen nicht ohne die andere denken. Nicht die Mutter ohne den Vater. Aber besser so als andersherum. Der Gedanke kam aus der Ecke ihres Gehirns, die kleine hässliche Gedanken produzierte. Und es nützte auch nichts, dass Rabea sich für diesen Gedanken hasste. Kleine hässliche Gedanken nahmen keine Rücksicht auf Gefühle. Sie waren einfach da, konfrontierten einen mit dem ebenso kleinen und hässlichen Selbst. Eine Welt mit ihrer Mutter, doch ohne ihren Vater war schlimm. Eine Welt ohne ihre Mutter, dafür aber mit ihrem Vater war schlichtweg undenkbar. Immer war Gabi der Prellbock zwischen ihr und Peter gewesen, hatte vermittelt, Brücken gebaut, Standpunkte angenähert und Geheimnisse bewahrt.

Weinend lagen sie sich in den Armen, bis Marvin sich räusperte. Er stand in der Tür. Gerade weit genug weg, um ihrer Trauer Raum zu geben, und nah genug, um einfach da zu sein. Eine Frau und ein Mann standen neben ihm.

Dass es ihnen leidtäte, sagten sie, und dass sie von der Kriminalbereitschaft seien.

Nebelzeit: erlebt, erlitten. Rabea stopfte das Taschentuch zu den anderen, die bereits die aufgesetzte Tasche des Sommerkleides ausbeulten. So viele Tränen. Rabea weinte um den Verlust ihres Vaters, den Verlust ihrer Kindheit, und sie weinte darum, dass sie ihm nicht die Wahrheit über Marvins Beruf gesagt hatte. Dass sie nie den Mut gefunden hatte, dass es überhaupt Mut gebraucht hatte.

In dem Moment, in dem die beiden Kriminalbeamten neben Marvin gestanden hatten, hatte ein Teil von Rabea die Wut ihres Vaters geteilt. Der andere Teil hatte gewusst, dass die beiden ihnen kein Unrecht antaten, dass sie nichts zu fürchten hatten, dass das Schlimmste ja bereits geschehen war. Die beiden taten nur ihre Pflicht, und sie taten es so schonend wie möglich.

Mittlerweile hatten sie das staatliche Misstrauen, das jeder plötzliche Todesfall hervorrief, überstanden, Peters Leiche war eingäschert, und heute war die Beisetzung. An deinem Quasi-Namenstag hatte Gabi gesagt. Und dass das Peter gefallen hätte.

Rabea war es egal. Sie hatte kein Verhältnis zu ihrem zweiten Vornamen Gudrun. Und somit auch nicht zu ihrem Quasi-Namenstag, dem 25. August. Gudrun Ensslins Geburtstag. Sie feierte lieber ihren eigenen, als den einer toten Terroristin. Und irgendwie passte es, weil mit Peters Tod auch die Familientradition des Quasi-Namenstages gestorben war.

Weder Rabea noch Gabi würden sie weiterführen. Sie würden andere Traditionen entwickeln. Traditionen, zu denen auch dieser Tag gehören würde.

»Bist du so weit?« Marvins Gestalt spiegelte sich in der Wohnzimmerscheibe. Er trug einen dunklen Anzug. Von ihnen beiden war er der Konventionellere, so wie ihre Mutter immer die Konventionellere gewesen war. Geschichte wiederholte sich halt doch irgendwie.

»Ja.« Rabea stand auf und strich den Rock glatt.

»Vielleicht solltest du ein paar Taschentücher hierlassen.« Marvin streckte die Hand aus. »Du wirst Platz in den Taschen brauchen.«

»Danke.« Rabea drückte ihm die gebrauchten Tücher in die Hand. Er nahm sie ihr ab, wie er ihr alles in den letzten Tagen abgenommen hatte.

»Ich habe Vorrat eingesteckt.« Er klopfte sich auf die Anzugjacke. »Sollen wir Gabi abholen?«

»Wir treffen sie auf dem Friedhof.«

»Wird eine größere Sache, was?«

»Peter hatte viele Freunde.« Rabea dachte an die Kondolenzbriefe aus aller Welt, die oft mit der Floskel »Solidarische Grüße« unterzeichnet gewesen waren.

»Eher Genossen, oder?« Auch Marvin hatte die Kondolenzschreiben gelesen.

»Du weißt, wie er war.« Rabea rieb sich die Schläfen. Sie hatte das Gefühl, Peter verteidigen zu müssen.

An Marvins Seite verließ Rabea das Haus, in dem sie seit zwei Jahren gemeinsam lebten. Es war ihr nicht leichtgefallen, zu ihm zu ziehen. Sie hatte ihre kleine Wohnung in der Stadt gemocht, aber schließlich hatte die Vernunft gesiegt. Ihre Wohnung war zu klein und das Haus abbezahlt. Das hatte sogar ihren Vater überzeugt. Immerhin heiratet ihr nicht gleich, hatte er gesagt, und als Rabea ihm den Spiegel vorgehalten hatte, immerhin waren ihre Eltern verheiratet, hatte er geantwortet, das hätten sie nur wegen ihr gemacht, weil es damals noch kein gemeinsames Sorgerecht gegeben habe. Unwillkürlich seufzte Rabea. Sie hatte diese Diskussionen gehasst, jetzt würde sie alles tun, um nur noch einmal seine Stimme zu hören.

»Du schaffst das.« Marvin klemmte sich hinters Steuer und lenkte den Wagen aus der Einfahrt.

»Ich wünsche, es wäre schon vorbei.«

»Da sind wir schon zu zweit. Und Rabea?« Marvin räusperte sich. »Wenn das alles vorbei ist, würde ich gerne mit dir über unsere Zukunft sprechen. Nicht sofort«, fügte er hastig hinzu. »Aber bald.«

»Ich liebe dich.«

»Obwohl ich so ein Langweiler bin?« Marvin bremste vor einer roten Ampel.

»Du bist alles, aber sicher kein Langweiler«, widersprach Rabea.

»Und ich dachte, genau das liebst du an mir.« Er beugte sich zu ihr und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. Die Ampel